CLAIRE HOLDEN ROTHMAN |
Das Geheimnis der Herzen

Über das Buch

Montreal, 1874. Agnes ist vier, als ihr Vater des Mordes angeklagt wird. Obwohl man ihn freispricht, ist sein Ansehen als Arzt zerstört, und er verlässt die Familie, um im Ausland neu anzufangen. Nur eins bleibt Agnes von ihrem Vater: der Wunsch, selbst Medizin zu studieren. Mit Mut und Hartnäckigkeit erkämpft die hochbegabte junge Frau sich den Respekt der Männerwelt. Unterstützt von dem einfühlsamen und talentierten Mediziner Jakob wird sie zur Herzspezialistin, deren Ruf ihr bis an die Eliteuniversität Harvard vorauseilt. Doch trotz aller beruflichen Erfolge und ihrer zarten Gefühle für Jakob lässt Agnes die Erinnerung an den Vater nie los. Und so folgt sie jeder noch so kleinen Spur, um diesen Mann, den sie kaum kannte, ausfindig zu machen. Erst als ihre verzweifelte Suche ein jähes Ende findet, beginnt Agnes zu begreifen, wonach sie sich in Wahrheit sehnt …

Über die Autorin

Claire Holden Rothman studierte Jura, war Dozentin für Englische Literatur und Kreatives Schreiben an der McGill University in Montreal und arbeitet seit vielen Jahren als Übersetzerin. *Das Geheimnis der Herzen* ist ihr erster Roman, der in ihrer Heimat Kanada für mehrere Preise nominiert wurde. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Montreal.

CLAIRE HOLDEN ROTHMAN

Das Geheimnis der Herzen

Roman

Aus dem kanadischen Englisch von Adelheid Zöfel

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
The Heart Specialist bei Cormorant Books Inc.

Verlagsgruppe Randomhouse FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 09/2013
Copyright © Claire Holden Rothman 2009
Copyright © 2011 sowie dieser Ausgabe 2013
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Gisela Klemt
Umschlaggestaltung | © t. mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © plainpicture/Arcangel
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2013
978-3-453-35748-8

www.diana-verlag.de

Für Arthur Holden

Herzfehler können in zwei Hauptgruppen unterteilt werden, basierend auf ihren Ursachen: solche, die durch einen Wachstumsstillstand in einem frühen Stadium hervorgerufen werden, ehe die verschiedenen Teile des Herzens sich vollständig herausgebildet haben, und solche, die im weiterentwickelten Herzen durch fetale Erkrankung entstehen.

– MAUDE ABBOTT, »ANGEBORENE HERZFEHLER«,
IN WILLIAM OSLERS *SYSTEM OF MEDICINE*

Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder.

FRIEDRICH SCHILLER, *DIE PICCOLOMINI*
(DRITTER AUFZUG, VIERTER AUFTRITT)

AUFTAKT

DIE KLEINE BEOBACHTERIN

Genau hinsehen, aufzeichnen, tabellieren, weitergeben.

– WILLIAM OSLER

Meine früheste Erinnerung an meinen Vater ist sein Gesicht, das über mir schwebt und weint. Diese Erinnerung stammt aus dem Jahr 1874, als in St. Andrews East, einer kleinen Stadt in Quebec nahe der Mündung des Ottawa River, etwa fünfzig Meilen von Montreal entfernt, ein besonders harter Winter herrschte. Es war Januar. Bald würde ich fünf Jahre alt werden.

Welcher Mechanismus bewirkt, dass Erinnerungen gespeichert werden und sich bestimmte Bilder in das Bewusstsein eines Kindes einprägen? Oft ist es etwas Traumatisches, wenn auch dieses Wort damals noch nicht zu meinem Vokabular gehörte. Ich hatte keine Ahnung, warum mein Vater in mein Zimmer gekommen war und warum er weinte. Als ich die Augen öffnete, wusste ich nur, dass etwas nicht stimmte. Der gewohnte Gang der Dinge war durchbrochen, das Regelgefüge gestört. Meine sichere kleine Welt war aus den Fugen geraten.

Mein Vater roch nach Pfeifentabak, ein wunderbarer Geruch, wie Schokolade. Ich starrte auf den Schnurrbart über seinen Lippen. Am liebsten hätte ich mein Gesicht an diesen Schnurrbart geschmiegt, aber natürlich tat ich es nicht. Er war ein imposanter Mann, und seine Launen wa-

ren manchmal unberechenbar. Ich lag einfach nur da und schaute ihn an.

Kurz nachdem er uns verlassen hatte, als die Felder und Wiesen und Straßen noch von Eis glitzerten, fand ich in der Scheune hinter unserem Haus eine seiner Pfeifen. Ohne lange nachzudenken, nahm ich sie und steckte sie in den Mund. Es war ein Experiment, der Versuch, zu kopieren, was ich bei ihm so oft gesehen hatte, und ihn zurückzuholen. Das Ergebnis war ein Schock. Die Pfeife schmeckte scheußlich, gar nicht wie die süße, dunkle Schokolade, mit der sich der Geruch in meiner Erinnerung verband. Ich spuckte, bis mir die Zunge wehtat und keine Spucke mehr da war.

In jener Nacht, als ich in meinem Bett lag und zu ihm emporschaute, war ich völlig durcheinander. Ich begriff ja erst allmählich, dass es auf der Welt noch andere Menschen als mich gab, mit einem Leben, das von meinem getrennt war. Dass mein Vater weinen konnte, verwirrte mich, also machte ich die Augen wieder zu, sperrte alles aus, außer seinem Geruch und dem Geräusch seines schnellen, flachen Atems.

Er sprach französisch mit mir, was er manchmal tat, wenn wir beide allein waren. Ich weiß nicht mehr, was er sagte. Nichts über den Prozess oder seine tote Schwester, so viel steht fest. Darüber sprach er mit niemandem in dem Haus in St. Andrews East, nie. Wahrscheinlich versuchte er mich zu beruhigen. Ich glaube, ich habe damals schon gemerkt, dass er log. Ich spürte, dass etwas ganz und gar nicht stimmte, und plötzlich brach auch ich in Tränen aus. Ich muss ziemlich lange geweint haben, denn als ich wieder aufschaute, war er fort.

In jener Nacht nahm er nur seine Kleidung mit und das Geld, das er für die Taufe beiseitegelegt hatte – Laures Taufe,

auch wenn er damals noch nicht wissen konnte, dass das ungeborene Kind Laure werden würde. Meine Eltern hatten ihren Namen aber schon vor der Geburt ausgesucht, so wie bei mir, Agnès. Für das neue Kind war es Paul, falls es ein Junge würde, und Laure für ein Mädchen, Namen, die auf Französisch und Englisch ähnlich klangen. Am Ende musste Laure mehrere Jahre auf ihre Taufe warten. Großmutter kümmerte sich darum, wie um so vieles andere.

Die längste Zeit glaubte ich, dass ich meinen Vater vertrieben hatte. Meine Tränen hatten ihn in die Flucht geschlagen. Eben war sein Gesicht noch da gewesen, aber dann, nachdem ich die Augen zugemacht und geweint hatte, war er fort. Kindliche Logik sicherlich, aber deshalb nicht minder zwingend. Was hätte er getan, wenn ich nicht geweint hätte?, musste ich später immer wieder denken. Und wenn ich meine Kinderarme nach ihm ausgestreckt hätte? Von dem Tag an beherrschte ein Gedanke mein Leben: Ich wollte meinen dunklen, traurigen Vater finden und ihn zurückgewinnen. Dass ich ihn eigentlich kaum gekannt hatte und dass meine früheste Erinnerung an ihn auch schon fast die letzte war, spielte dabei keine Rolle. Sein Gesicht blieb mir über die Jahre immer gegenwärtig, so klar und deutlich wie in der Januarnacht, als er uns verließ.

I

SANKT AGNES

Sankt Agnes' Abend – oh, wie fror die Welt!

– JOHN KEATS

1

Januar 1882, St. Andrews East, Quebec

Den ganzen Morgen wartete ich schon auf den Tod, aber als er schließlich eintrat, war die Veränderung so minimal, dass ich sie fast nicht bemerkt hätte. Ich hatte das Eichhörnchen auf eine Kiste gelegt und mit einem Lappen zugedeckt, damit es nicht gefror. Die Wunde an seinem Kopf blutete nicht mehr, sah aber immer noch rot und frisch aus. Ein Hund oder ein anderes Tier musste den Schädel mit den Zähnen gepackt haben, doch irgendwie war das Eichhörnchen entkommen und hatte sich durch den Schnee auf Großmutters Grundstück geschleppt, wo ich es in der Frühe nicht weit von der Scheunentür entdeckt hatte. Da hatte es noch geatmet, und sein Körper war noch warm gewesen und hatte gezittert.

Jetzt atmete es nicht mehr, und seine Augen waren glasig. Ich blies auf meine klammen Finger und ging zu meiner Instrumententasche. Sie war nicht aus Leder wie die von Archie Osborne, dem Arzt von St. Andrews East. Sie war aus Sackleinen und hatte vorher Kartoffeln enthalten. Ich hatte sie aus Großmutters Küche stibitzt, genau wie den größten Teil ihres jetzigen Inhalts. Ich holte ein Küchenmesser heraus, einen

Wetzstein und meine Stecknadeln, die ich in einem Döschen hatte, in dem früher zuckerbestäubte Halspastillen gewesen waren. Die Schneide meines Messers war hauchdünn und hatte mehrere Scharten. Das Ding machte nicht viel her, aber als Skalpell konnte ich es trotzdem verwenden. Ich fuhr ein paarmal mit dem Wetzstein die Klinge entlang, brach dann das Eis im Eimer, der neben der Tür stand, mit dem Absatz auf und tunkte das Messer hinein, um den Zuckerstaub abzuwaschen.

Mein Totenhaus ließ einiges zu wünschen übrig. Im Januar war es für einen einigermaßen angenehmen längeren Aufenthalt zu kalt. Aber im Verlauf von zwei Wintern hatte ich mich daran gewöhnt, hier zu arbeiten. Alles war bestens durchorganisiert: Das Mikroskop stand in der hinteren Ecke unter einer Plane, und auf dem Boden, an der Wand entlang, reihten sich einundzwanzig Einmachgläser von Großmutter, unter Stroh versteckt. Über den Einmachgläsern, auf einem Regal, das nur aus einem alten Brett bestand, befand sich meine anatomische Sammlung, bestehend aus drei toten Marienkäfern, dem Panzer einer Zikade, dem getrockneten Unterkiefer einer Kuh. Und noch meine größte Kostbarkeit: zwei Schmetterlinge, mit Glasrahmen und Faden in einem besonderen Behältnis arrangiert, nämlich dem einzigen echten Laborglas, das ich zwei Jahre zuvor gerettet hatte, ehe Großmutter die Hinterlassenschaften meines Vaters auf den Schrottplatz karren ließ. Nur drei Dinge hatte ich mir genommen – das Mikroskop meines Vaters mit den Glasplättchen, ein Lehrbuch und dieses Glas. Mehr war nicht möglich gewesen, weil meine Großmutter es sonst bestimmt gemerkt hätte.

Jeder, der zur Tür hereinschaute, musste die Gegenstände in meinem Sektionsraum für das übliche Zeug halten, das in

einer Scheune lagerte. Großmutter hatte Laure und mir verboten, hier zu spielen, weil die Bodenbretter angeblich verrottet waren und wir einbrechen und uns verletzen würden. Ich musste also durch die Hintertür eintreten, die über einen Pfad durch den Wald, der an Großmutters Grundstück grenzte, erreichbar war.

Die gelben Zähne des Eichhörnchens guckten zwischen den Lippen hervor. Die Pfoten, die es gekrümmt vor der Brust hielt, als würde es betteln, ließen sich beim besten Willen nicht öffnen. Das Tier wurde schon steif, doch ob es an der Kälte lag oder ob es die Totenstarre war, vermochte ich nicht zu sagen. Die Beine waren ebenfalls schwer zu bewegen, aber irgendwie gelang es mir, den Körper so hinzubiegen, dass das Eichhörnchen auf dem Rücken lag, wie ein winziger Mensch. Meine Stecknadeln verströmten einen leisen Zuckerduft, der nicht zum Geruch des frisch verstorbenen Eichhörnchens passte. Ich schnupperte, während ich den Körper fixierte, zuckte zusammen, als die Metallnadeln durch die Haut drangen. Als letzten Schritt der Vorbereitung musste ich das Mikroskop herbeischleppen und neben dem Sektionsbereich auf die Kiste stellen, damit es schnell zugänglich war.

Mein Messer durchstach die Bauchhaut, und ein Strahl rosaroter Flüssigkeit schoss im Bogen hervor, genau auf den Kamelhaarmantel, den mir Großmutter zu Weihnachten genäht hatte. Ich fuhr zurück, starrte wie eine Idiotin auf die Spritzspur vorn auf dem Mantel, griff dann nach meiner Schürze. Ich hatte nicht aufgepasst. Das passierte mir öfter, und ich wusste es auch, weil Großmutter es mir jeden Tag vorhielt. Sie hatte recht. Ich neigte dazu, die simpelsten Dinge zu vergessen: Meine Frisur war oft halb aufgelöst, und die Strümpfe warfen um meine Knöchel Falten.

Bis zu diesem Tag in der Scheune hatte ich hauptsächlich mit Pflanzen und Insekten gearbeitet. Das, was richtigen Lebewesen am nächsten kam, waren die winzigen Kreaturen gewesen, die im schleimigen Schaum von Tümpeln wohnten oder in verdorbenem Fleisch nisteten. Jetzt war mir zum ersten Mal ein richtiges Tier in die Hände gefallen, in dessen Adern das Blut noch warm war. Ich stach das Messer abermals ein, schnitt die Rumpfmitte hinab und schlitzte dann an beiden Enden die Haut auf, rechtwinklig zum ersten Schnitt, damit eine Tür zum Bauchinneren entstand. Als nächsten Schritt klappte ich die Haut auf und steckte sie fest, sodass die dunklen Innereien freilagen. Meine Finger waren nass und rot. Hinter mir schnappte jemand nach Luft.

Laure stand in der Tür, die behandschuhten Hände vor dem Mund, die Augen leicht nach oben verdreht. Sie schwankte, und ihre Pupillen weiteten sich zu schwarzen Löchern.

Ich versteckte die Hände hinter dem Rücken. »Laure«, sagte ich schnell, »alles in Ordnung. Es ist nichts. Ich wasche es ab.« Hektisch tauchte ich die Hände in den Eimer.

Meine Schwester ist ein besonderer Fall. Sie kann nicht mit ansehen, wie ein Huhn ausgenommen wird. Wir müssen immer darauf achten, dass die Küchentür fest zu und Laure in ihrem Zimmer ist, wenn wir Fleisch fürs Essen vorbereiten.

Laure schwankte jetzt nicht mehr, was ich als gutes Zeichen nahm, aber ihre Pupillen waren nur noch stecknadelkopfgroß. Sie war so steif wie das Eichhörnchen auf meinem Sektionstisch. Während sie totenstarr dastand, deckte ich alles zu, was sie schockieren könnte. Ich zog den Flanelllappen wieder über das Eichhörnchen, aber sofort erschien über dem Bauch ein rubinrotes Auge, das immer größer wurde. Dann

riss ich mir die Schürze herunter und steckte die Hände erneut in den eisigen Eimer, um sie zu schrubben.

Laure stöhnte. Auf die Trance folgten immer Tränen, verbunden mit Kopfschmerzen, die sie tagelang ans Bett fesseln konnten. Ich redete beruhigend auf sie ein, aber natürlich bekam sie nichts mehr mit. Es dauerte mindestens noch eine Minute, bis sie sich wieder bewegen konnte und weinend und leise nach Großmutter rufend zum Haus humpelte. Der Arzt, den wir konsultiert hatten, hatte einen französischen Namen dafür: *Petit Mal*. Er sagte, das sei nicht so ernst wie *Grand Mal*, was ein ausgewachsener epileptischer Anfall sei, aber trotzdem ein Leiden, das wir im Auge behalten müssten. Die Ursache kenne niemand, wenn auch im Hintergrund oft ein Trauma stehe – ein schweres Fieber in der Kindheit oder auch eine seelische Erschütterung. Das Hauptsymptom waren die Absencen. Laure entglitt in eine Trance, und nichts, was man sagte oder tat, vermochte sie wachzurütteln.

Der Körper des Eichhörnchens wurde mit jeder Sekunde steifer, aber ich war nicht über die Vorarbeiten hinausgekommen. Vor Enttäuschung war auch ich den Tränen nahe. Laure kam eigentlich nie in die Scheune. Warum musste sie sich ausgerechnet den heutigen Tag aussuchen, um mir nachzulaufen? Das Eichhörnchen grinste höhnisch. Siehst du, schien es zu sagen. Steck die Finger in den Bauch eines Leichnams, und schon folgt der Ärger auf dem Fuß! Ich schloss die Augen, um die gelben Zähne auszublenden. Wenn ich überhaupt etwas erreichen wollte, musste ich es jetzt tun. Vielleicht brabbelte Laure ja wirres Zeug, und Großmutter steckte sie einfach ins Bett. Es war nur eine winzige Chance, aber das Hoffen konnte einem keiner verbieten. Ich griff nach meiner Schürze.

Bis Großmutter kam, hatte ich es immerhin geschafft, das Herz zu lokalisieren. Und etwas, das die Leber sein musste. Großmutter marschierte in die Scheune, die alten Augen grimmig zusammengekniffen. Sie war eine kleine Frau, gerade mal einen Meter fünfzig, aber die Leute hielten sie für größer, was an ihrer Haltung und ihrem Gang lag. Sie hätte einen großartigen General abgegeben – nicht nur deswegen. Sie trug die Arbeitsstiefel meines toten Großvaters, die sie für Notfälle immer an der Küchentür stehen hatte, und in der Eile hatte sie ihren Hut vergessen. Ihr Haarknoten war halb aufgelöst: Ein paar silberne Strähnen schlängelten sich über ihren Rücken, wie bei Medusa. So unordentlich hatte ich sie noch nie gesehen, und ein paar Sekunden lang starrten wir uns nur an, mit offenem Mund. Zu allem Übel war sie nicht allein. Sie hatte Miss Skerry im Schlepptau. Miss Skerry war die neue Gouvernante, ausdrücklich dafür engagiert, um, wie Großmutter es ausdrückte, meine »Kanten zu glätten« und mir zu helfen, vom Kind zur Frau zu werden.

Beide musterten mein Messer und die fleckige Metzgerschürze. Dann sahen sie das Eichhörnchen mit dem aufgeschlitzten Bauch.

»Agnes«, sagte meine Großmutter. Es klang wie ein Seufzer, und plötzlich schien sie zu schrumpfen. In ihren oft so harten Augen lag jetzt etwas Neues, das mich noch mehr beunruhigte als das Schrumpfen. Es ist Angst!, wurde mir plötzlich klar. Meine Großmutter hatte Angst.

Sie packte meine Schürze am vergleichsweise saubersten Zipfel und versuchte, sie mir über den Kopf zu ziehen, aber das Band verfing sich an meinem Ohr. Inzwischen hatte sie meinen blutigen Mantel entdeckt. Sie ließ die Schürze los und hielt sich die Augen zu.

Ich hatte Großmutter noch nie weinen sehen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass das passieren könnte; sie war immer so beherrscht und hart. Ich selbst war das genaue Gegenteil, brach beim geringsten Anlass in Tränen aus, rannte in die Scheune oder in den Wald hinterm Haus, um meiner Wut und Traurigkeit Luft zu machen. Großmutter fand diese Anfälle unerträglich. Sie bezeichnete sie als »Theater« und warnte mich, wenn ich dieses kindische Verhalten nicht ablegte, wäre ich zu einem schweren, einsamen Leben verdammt.

Und jetzt weinte sie selbst, vor mir und Miss Skerry. Meine Gedanken rasten zu einer anderen Situation zurück, die hundert Jahre her war – jedenfalls fühlte es sich so an, obwohl es in Wahrheit nicht einmal zehn Jahre waren. Auch mit einem weinenden Erwachsenen. Dass ich so emotional war, dachte ich immer, hatte ich von ihm geerbt, von meinem Vater. Großmutter sagte das sogar selbst, wenn sie wütend war, sie nannte es mein »gallisches Blut«. Ich war die Abnormität in der Familie, dunkel und zu Tränenausbrüchen neigend, und meine Art zu denken wirkte in diesem kleinen presbyterianischen Städtchen beunruhigend fremd.

»Es ist nicht, wie du denkst«, sagte ich. »Ich habe es nicht getötet.«

Ich wollte sie beruhigen, erreichte aber genau das Gegenteil. Es war das Wort »getötet«. Ich hätte es nicht gebrauchen dürfen, denn meine Großmutter musste an ihren Schwiegersohn – meinen Vater – denken und seine arme tote Schwester.

Ich habe nie ein Bild von meinem Vater gesehen – nachdem er uns verlassen hatte, wurde kein Foto von ihm aufgehoben, sodass ich mir kein eigenes Urteil bilden konnte –, aber alle in St. Andrews East sagten, ich sei ihm wie aus dem

Gesicht geschnitten. Die Leute hüteten ihre Zunge, weil sie Großmutter nicht ärgern wollten, aber manchmal rutschte es ihnen doch heraus. Archie Osborne, der Arzt, sagte es sogar fast jedes Mal, wenn er mich sah. Und mir war natürlich bewusst, dass ich überhaupt nicht so aussah wie Laure, die blauäugig und blond war und die zierliche Statur der White-Frauen hatte. Ich hatte eine Hautfarbe wie eine Zigeunerin und war kräftig. Die Damen, die zum Tee in die *Priory* kamen, wie unser Haus genannt wurde, ergingen sich immer darüber, wie hübsch Laure doch war. Man konnte ja auch kaum anders, weil sie aussah wie ein Engel mit ihren wallenden Haaren, gelb wie Maisfäden. Wenn sie merkten, dass ich ebenfalls im Zimmer war und Kandiszucker herumreichte, folgte betretenes Schweigen. »Agnes ist ja so *intelligent*«, kam es als jämmerlicher Wiedergutmachungsversuch.

Die Intelligenz, so hieß es allgemein, hatte ich ebenfalls von meinem Vater – aber für ein Mädchen war es nicht so günstig, ein Bücherwurm zu sein, vor allem, wenn man nicht hübsch war. Großmutter vertrat die Theorie, dass ich mir durch das viele Lesen die Augen verderben würde. Ich glaubte ihr nicht, weil sie selbst schlechte Augen hatte und nie ein Buch aufschlug außer der Bibel. Und auch die nur einmal in der Woche, am Sonntag.

Großmutter hielt meinen Vater für einen Mörder. Sie sagte es nie, und nachdem er fortgegangen war, vermied sie es, überhaupt von ihm zu sprechen. Es war, als wäre er tot wie meine Mutter. Großmutter ging sogar so weit, unseren Namen zu ändern. Zwei Jahre nach dem Verschwinden meines Vaters und einige Monate nach Mutters Begräbnis legten Laure und ich offiziell den Namen Bourret ab und hießen von da an White. Außerdem fiel der Akzent von Agnès unter

den Tisch, sodass ich von da an Agnes war. Meine Großmutter wurde unser gesetzlicher Vormund.

Das Eichhörnchen war einfach zu viel für sie. Ich begriff es erst zu spät, sonst wäre ich vorsichtiger gewesen und hätte die Sektion im Wald durchgeführt, wo weder sie noch Laure mich gesucht hätten. Es war wie ein Beweis dafür, dass alle Bemühungen meiner Großmutter, mich zu lenken und zu leiten, mich durch ein anständiges christliches Zuhause und einen anständigen christlichen Namen zu festigen, vergeblich gewesen waren. Es half alles nichts, ich war und blieb ein dunkles, stämmiges Ding mit einer fremden Art zu denken und mit einem fremden Wesen. Denn wie sonst käme ein knapp dreizehnjähriges Mädchen auf die Idee, an einem eiskalten Januartag in der Scheune ein Eichhörnchen aufzuschlitzen?

Bourret ist von dem französischen Wort *bourreau* abgeleitet, was eigentlich »Henker« bedeutet. In Quebec hat es allerdings noch andere idiomatische Bedeutungen. Es gibt zum Beispiel den *bourreau des cœurs*, den »Herzensbrecher«. Und den *bourreau d'enfants*, den »Kinderprügler«. Im Fall der Familie meines Vaters war der Name prophetisch. Seine jüngste Schwester Marie war, schwer misshandelt und dann ertränkt, am Ufer des Ottawa River gefunden worden, nicht weit von ihrem Elternhaus in Rigaud, etwa eine Tagesreise westlich von Montreal. Es stellte sich jedoch heraus, dass Marie in Wirklichkeit vor ihrem Tod monatelang in Montreal gelebt hatte, in unserer Dachkammer, was außerhalb des Hauses niemand mitbekommen hatte.

Die gewaltsamen Todesumstände und die Tatsache, dass das Mädchen vorher in unserer Dachkammer versteckt worden war, wurden als hinreichende Gründe betrachtet, meinen Vater wegen Mordes anzuklagen.

Marie Bourret war ein taubstummer Krüppel und nach dem Tod ihrer Eltern ganz allein der Welt preisgegeben. Laut der Argumentation des Staatsanwalts war sie eine Last gewesen für meinen Vater, ihren ältesten Bruder, der es von allen in der großen Familie am weitesten gebracht hatte – Arzt und Dozent an der McGill-Universität, mit einer kleinen Familie und einer glänzenden Zukunft. Der Staatsanwalt überzeugte die Öffentlichkeit davon, dass mein Vater seine Schwester aus diesem Motiv getötet habe, konnte es aber nicht beweisen. Mein Vater wurde vom Gericht freigesprochen, nicht aber von der öffentlichen Meinung in Montreal.

Er durfte seine Praxis behalten, aber das nutzte ihm nichts, weil nach dem Prozess keine Patienten mehr kamen. Dann kündigte ihm die Universität. Der Mord war der größte Skandal, den die Stadt seit Jahren erlebt hatte, und alle möglichen Leute, die meinem Vater nie begegnet waren, spekulierten stundenlang über seine Schuld oder Unschuld. Wir mussten bei Großmutter White in St. Andrews East Unterschlupf suchen. Den ganzen Winter und Frühling hindurch kochte die Gerüchteküche. Leserbriefe wurden in den Zeitungen abgedruckt. In der *Montreal Gazette* erschien ein anonymes Gedicht.

Dies ist Mount Royal, eine Stadt,
die am Flusse des Zwistes wuchs empor,
die Stadt, wo einst der Arzt Bourret
Menschenleben zu retten schwor.
War wie die Schnellen des Stroms der Eid
nur Getöse und nichtiger Schaum?
Das Leben des Mündels im Dachkämmerlein
bewahrte der Doktor wohl kaum.

Das war die Geschichte meines Vaters Honoré Bourret. In gewisser Weise ist es auch meine. Meine Großmutter versuchte wirklich immer, ihr Bestes für mich zu tun, aber als sie das Eichhörnchen sah, konnte sie wohl nur an diese Geschichte denken.

Miss Skerry, die erst drei Tage in der Priory war, schaute mit gerunzelter Stirn zu. Ihre Gesichtsmuskeln waren ohnehin zu einem Ausdruck erstarrt, der wie ein düsteres Dauerstirnrunzeln aussah, weshalb ich mir gleich an dem Tag, als sie zu uns kam, einen Spitznamen für sie ausgedacht hatte. Miss Skerry, *die Schreckliche.* Bisher hatte sie es gerade mal geschafft, mit Laure und mir eine einzige Unterrichtsstunde zu halten, und die war unendlich langweilig gewesen. Wir mussten eine beliebig ausgewählte Bibelstelle laut vorlesen und dann eine Erklärung dazu schreiben. Das unterschied sich kein bisschen von dem Unterricht bei Großmutter, deren Meinung nach die Heilige Schrift der einzige Lesestoff war, der mit Sicherheit tugendhafte junge Frauen hervorbrachte.

Großmutter nahm die Brille ab und wischte sich die Augen. »Ich muss zurück zu Laure«, sagte sie und straffte sich, wodurch sie wieder etwas mehr wie sie selbst aussah.

»Was für ein Empfang in Ihrem neuen Heim, Miss Skerry«, sagte sie zu der Gouvernante. »Die eine fällt in Ohnmacht, sobald sie Blut sieht, und die andere ergötzt sich daran, Eichhörnchen zu häuten.«

»Ich habe es nicht gehäutet!«, protestierte ich. Keine der beiden würdigte mich eines Blicks.

Die Gouvernante legte die Hand auf Großmutters Unterarm. »Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Mrs White. Sagen Sie mir einfach, was ich tun kann.«

Großmutter nickte. Vermutlich war sie erleichtert, dass die Gouvernante so pragmatisch reagierte. »Wenn Sie es ertragen können, wäre es mir lieb, Sie würden hierbleiben, Miss Skerry, und die Aufsicht übernehmen. Das wäre der größte Dienst, den Sie uns erweisen könnten, während ich mich um Laure kümmere.«

Dann wandte sich Großmutter an mich. »Und du, junge Dame, wirst das hier beseitigen, und zwar gründlich.« Durch die Empörung war das Blut in ihre Wangen zurückgekehrt. Ausnahmsweise war ich fast froh, dass sie wütend war. »Miss Skerry wird hierbleiben, aber erwarte nicht, dass sie dir hilft. Das hast *du* angerichtet, Agnes White, und du wirst es auch wieder in Ordnung bringen. Der Kadaver wird vergraben. Außerdem will ich, dass keine Spur von Eichhörnchenblut mehr zu sehen ist. Und«, fuhr sie fort, während sie sich zum ersten Mal richtig umsah und meine anatomische Sammlung musterte, »dieses ganze tote Zeug verschwindet aus der Scheune.« Sie verstummte, als ihr Blick auf das Beck-Mikroskop fiel, das neben mir im Stroh stand. »Und das da ist entwendetes Eigentum. Gehe ich recht in der Annahme, dass es deinem Vater gehört hat?« Sie starrte mich eisig an, und ihr Kinn zitterte leicht. »Es ist nicht zu glauben, dass du es einfach gestohlen und so lange hier versteckt hast.«

Damit verschwand sie, nahm aber drei leere Marmeladengläser mit. Miss Skerry setzte ihre Brille ab, wodurch ihre kleinen Maulwurfsaugen sichtbar wurden. »Aha«, sagte sie, »das ist ja wirklich eine Überraschung.«

Sie trat dicht an das Mikroskop heran und ging in die Hocke. »Das ist von deinem Vater, hast du gesagt?«

Ich antwortete nicht. Gesagt hatte es meine Großmutter, und selbst wenn es stimmte, hatte ich doch nicht das Gefühl,

irgendjemandem eine Erklärung schuldig zu sein, schon gar nicht dieser Gouvernante.

»Ich nehme dein Schweigen als Bestätigung«, bemerkte sie.

»Ich hab's aber nicht gestohlen«, murmelte ich schließlich. »Das Gerät steht mir rechtmäßig zu.«

Sie sah mich an. »Dein Vater war Arzt?«

Ich nickte.

Die Gouvernante schien nicht böse, also sagte ich, um das heimliche Vergnügen, über meinen Vater zu sprechen, noch ein bisschen auszukosten: »Ja, aber kein einfacher Landarzt. Mein Vater hat an der McGill-Universität gearbeitet. Sein Spezialgebiet war pathologische Anatomie.« Ich sah Miss Skerry an und hoffte, dass sie beeindruckt war.

»Pathologische Anatomie«, sagte sie. »Das klingt ja schaurig.«

»Pathologisch heißt krankhaft«, sagte ich. Ich hatte im Wörterbuch nachgeschaut, als ich in Zusammenhang mit meinem Vater auf dieses Wort gestoßen war. »Es kommt vom griechischen *pathos*.« Ich gab jetzt an und demonstrierte, wie gescheit ich war, um die Gouvernante indirekt in ihre Schranken zu weisen.

Man musste ihr zugutehalten, dass sie nicht darauf einging. »Er hat also krankhafte anatomische Erscheinungen untersucht?«

»Genau.«

»Unter dem Mikroskop?«, fragte sie und beugte sich vor, um das schlanke Beck-Gerät meines Vaters genauer zu betrachten. »Darf ich?«

Ich nickte. Ich hatte es noch nie jemandem gezeigt. Besitzerstolz ergriff mich. »Möchten Sie sehen, wie das geht?« Ich packte das Mikroskop am dreigezackten Fuß und stellte es

auf den Arbeitstisch. »Es ist gar nicht so schwer zu bedienen, wenn man den Bogen einmal raushat.«

»Du kannst damit umgehen?«

»Ja, klar.« Ich zeigte ihr, wie man das Auge an die Augenmuschel presste, und erklärte ihr das mit den Glasplättchen und dem Knopf zum Scharfstellen.

»Hat dir dein Vater das alles beigebracht?«

»Nicht direkt. Er hat sich nicht mit mir hingesetzt und es mir vorgemacht, so wie ich jetzt gerade mit Ihnen. Ich war fünf, als er weggegangen ist.«

Das weckte Miss Skerrys Interesse. »Du kannst es dir doch nicht alles gemerkt haben, Agnes. Mit fünf Jahren – unmöglich. Das ist ein hochkomplexes Gerät. Du kannst dir nicht allein zusammengereimt haben, wie man das Mikroskop und die Glasplättchen benutzt und wie man all diese Dinge sammelt und in Glasgefäßen aufbewahrt.«

Ich hatte noch nie darüber nachgedacht. Als ich mir den Sektionsraum in der Scheune meiner Großmutter einrichtete, war ich elf und eine absolute Anfängerin. Ich glaube nicht, dass ich vorher jemals ein Mikroskop angefasst hatte, und trotzdem wusste ich irgendwie, was man machen musste. Und was ich nicht wusste, fand ich durch Probieren heraus.

»Das hat mir keiner beigebracht«, sagte ich entschieden. »Ich hab's mir wahrscheinlich abgeguckt, als ich klein war. Mein Vater hatte bei uns zu Hause einen eigenen Sektionsraum.« Ich sah den Raum vor mir, so deutlich wie Vaters Gesicht, aber davon erzählte ich ihr nichts. »Es gab überall Borde mit Gläsern. Keine Einmachgläser, wie ich sie benutze«, setzte ich schnell hinzu. »Richtige Laborbehälter aus dickerem Glas. In denen hatte er seine Präparate – kranke Herzen und Lungen und so was. Die hat mein Vater herausgeschnit-

ten. Das war sein Beruf. Und da war auch ein Skelett, ein echtes, nicht viel größer, als ich mit vier war. Es war mit Draht zusammengehalten und saß auf einer Stange. Ich habe immer damit gespielt – bis der Arm kaputtging.«

»Du hast es einfach nur dadurch gelernt, dass du ihm zugeschaut hast?«

Ich nickte. »Nicht nur ihm. Es kamen noch andere Leute, Studenten von der McGill.« Daran hatte ich seit Jahren nicht mehr gedacht. Ein junger Mann war ziemlich oft zu uns gekommen, fiel mir jetzt wieder ein. Ich hatte kein richtiges Bild mehr vor Augen, wusste aber noch, dass er nett war und mir Bonbons mitgebracht hatte.

»Und diese Studenten haben dann unter der Anleitung deines Vaters seziert?«

»Sie haben seziert und gezeichnet und Sachen präpariert. Das macht man als pathologischer Anatom.«

»Es hat dich ja offensichtlich sehr beeindruckt.«

Ich konnte Miss Skerrys Gesichtsausdruck nicht genau erkennen, nickte aber trotzdem. Ja, es hatte mich beeindruckt, aber andererseits war herausgeschnittenes Körpergewebe für mich damals so normal und selbstverständlich wie zum Beispiel Gabardine für das Kind ein Schneiders oder Leder für das eines Schusters. Erst nachdem wir nach St. Andrews East gezogen waren, bekam ich das Gefühl, dass es vielleicht doch nicht so selbstverständlich war.

»Das da ist alles von dir?«, fragte Miss Skerry und deutete auf meine Insekten- und Knochensammlung. Sie schaute mich nicht an, aber ihr Gesicht war dunkel und ernst.

»Ja«, sagte ich. Ich hatte beschlossen, ihr gegenüber offen zu sein. Vielleicht würde ja Ehrlichkeit bei diesem ersten Verhör meine Strafe mildern.

Ich konnte Miss Skerrys Miene immer noch nicht deuten. Sie sah nicht aus, als gefielen ihr meine Arbeiten, die zugegebenermaßen ziemlich improvisiert und unfertig waren, aber zumindest schien sie interessiert. Sie beugte sich wieder über mein Mikroskop und spielte eine Weile lang daran herum. Sie hatte keine Angst vor dem Gerät, ja, sie ging damit um, als wüsste sie, was sie tat, wie ich plötzlich merkte.

»Ich nehme an, du weißt, woher ›Mikroskop‹ kommt?«, fragte sie, eine Wange an das Okular gepresst. Als ich nicht antwortete, fuhr sie fort: »Es kommt ebenfalls aus dem Griechischen, Agnes. *Mikros* heißt ›klein‹. *Skopos* heißt ›Betrachter‹. Größere Griechischkenntnisse hast du dir hier in dieser Scheune nicht auch noch angeeignet, neben diesen ganzen wissenschaftlichen Methoden?« Sie richtete sich auf, und jetzt erst sah ich das Lächeln in ihren Augen. Und ehe ich mich's versah, fragte sie nach mikroskopischen Präparaten.

Der einzige Mensch in St. Andrews East, der etwas von Mikroskopen verstand, war der Apotheker. Normale Leute in unserer Stadt wussten darüber nichts und wollten auch nichts lernen. Schon gar nicht die Frauen. Ich war die absolute Ausnahme, und mir war klar, dass ich meine Studien unbedingt für mich behalten musste. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass ich eines Tages in St. Andrews East einen Menschen kennenlernen könnte, mit dem ich dieses Interesse teilte. Ich kniete mich ins Stroh und zog ein kleines Metallkästchen hervor, das die Dauerpräparate meines Vaters enthielt.

»Honoré Bourret.« Miss Skerry las den Namen von dem Deckel ab, als sie das Kästchen entgegennahm.

Ich nickte und musste blinzeln. Fast zehn Jahre hatte ich niemanden mehr diesen Namen aussprechen hören.

»Kein geringes Vermächtnis, das er dir da hinterlassen hat.« Sie wandte jetzt den Blick von mir ab und sah sich in der Scheune um. »Und du hast es zu würdigen gewusst. In gewisser Weise ist das hier eine Hommage.«

Bis sie es aussprach, war es mir gar nicht bewusst gewesen. Aber es stimmte. Ich hatte an diesem unpassenden Ort einen Sektionsraum eingerichtet, der ganz ähnlich war wie das Anatomielabor meines Vaters in Montreal. Miss Skerry musterte mich. »Dein Vater war ein Mann der Wissenschaft. Könnte es sein, Agnes, dass du das auch werden möchtest?«

Ich nickte wieder, aber dann bemerkte ich den Fehler. »Kein *Mann* der Wissenschaft, Miss Skerry«, korrigierte ich sie. »Ich bin ja schließlich ein Mädchen.«

Sie lachte so schallend, dass ich zusammenzuckte. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft war Miss Skerrys Gesicht richtig freundlich. »Ein Mädchen der Wissenschaft also«, sagte sie. »Natürlich. Stimmt.« Sie lachte wieder. »Du bist ein Original, Agnes White. Das kann dir niemand absprechen.«

Miss Skerry und ich redeten an dem Tag noch eine ganze Weile lang. Sie erzählte mir, dass auch sie die Tochter eines gelehrten Mannes sei. Er war nicht Wissenschaftler gewesen wie mein Vater, sondern Lehrer an einer privaten Bildungsanstalt für Knaben. Seine Leidenschaft war Naturkunde gewesen, und er hatte diese Leidenschaft seiner Tochter vermittelt, als wäre sie einer seiner Schüler. »Er hat mich ständig in Sümpfe und Moore mitgeschleppt, wo wir irgendetwas sammelten«, erzählte sie und lächelte bei der Erinnerung. »Und in der Schule gab es ein Mikroskop, auch wenn ich gestehen muss, dass es im Vergleich zu deinem primitiv war.«

Irgendwann im Laufe des Nachmittags entdeckte sie mein Glas mit den Schmetterlingen. »Das ist wohl auch Honoré

Bourrets Werk?«, sagte sie und drehte das Glas im Licht. Es waren Monarchfalter, groß und farbenprächtig. Die Flügel waren ausgebreitet, damit man die Zeichnung sehen konnte. Sie wippten auf und ab wie im Flug.

Auf dieses Präparat war ich besonders stolz. Bis dahin hatte außer mir keine Menschenseele es gesehen. »Nein«, sagte ich mit fester Stimme. »Das ist von mir.«

Statt das tote Eichhörnchen zu vergraben, führten Miss Skerry und ich an jenem Nachmittag die Sektion zu Ende. Meine Gouvernante war ganz aufgeregt, als ich ihr meinen illustrierten Band über die menschliche Anatomie zeigte und wir darin nachschauten, ob ich das Herz auch richtig identifiziert hatte. Miss Skerry meinte, wir sollten es, zusammen mit den Nieren und der Leber, in Salzlake einlegen, damit wir es für künftige anatomische Studien verwenden konnten.

Wir fanden die Bauchspeicheldrüse, die laut Buch den Zucker im Blut regulierte, und die Gallenblase, die bei der Fettverdauung half. Miss Skerry überließ mir das Sezieren und las aus dem Buch vor, während ich schnitt und feststeckte. Ihr machte das Blut nichts aus, was die Sache sehr erleichterte. Aber viel wichtiger noch: Sie fand auch nichts dabei, dass mich das tote Eichhörnchen so faszinierte. In ihren Augen war das nicht anormal, jedenfalls nicht im üblichen Sinn des Wortes.

2

Gegen halb fünf, als der Himmel vor dem Scheunenfenster schon allmählich dunkel wurde, nahmen Miss Skerry und ich die Überreste des Eichhörnchens mit nach draußen und bestatteten sie im Wald unter Tannenzweigen. Dann schrubbten wir meinen Mantel und die Oberseite der Kiste sauber und räumten die Scheune auf. Das Mikroskop kam wieder in sein Versteck, zusammen mit all meinen Glasplättchen und Fertigpräparaten. Miss Skerry zwang mich nicht, die Sammlung wegzuwerfen, konfiszierte aber die Schmetterlinge. Ich hatte keine große Angst, als wir mit dem Schmetterlingsglas durch den Schnee zum Haus gingen, um den Abendtee zu uns zu nehmen. Inzwischen vertraute ich ihr. Ich wusste, sie war mir wohlgesinnt.

Die Fenster der Priory füllte warmes Licht, und plötzlich merkte ich, dass ich zum ersten Mal seit sehr langer Zeit glücklich war. Glücklich, müde und hungrig wie ein Wolf. Ich hatte keine Ahnung, was jetzt gleich passieren würde, aber mein Gefühl sagte mir, dass der Tag nicht böse enden würde.

Beim Abendtee erläuterte Miss Skerry ausführlich, welch nützliches Unterrichtsmittel das Mikroskop sein könne. Die besten Mädchenpensionate in Europa würden Naturkunde als Unterrichtsfach anbieten. Das Gerät in der Scheune sei

qualitativ herausragend, versicherte sie meiner Großmutter. Ein achromatisches Mehrlinsenmikroskop von Beck, dem besten Hersteller in England. Das alles wurde besprochen, während man Toast mit Butter bestrich und Tee trank, so als plauderten wir über das Wetter oder über Kochrezepte.

Laure erschien. In Nachthemd und Bademantel setzte sie sich aufs Sofa. Ihr Gesicht war so milchig weiß wie der Tee, den Großmutter ihr reichte.

»Und was soll Laure tun, während Sie Agnes in die Geheimnisse der Naturkunde einführen?«, fragte Großmutter. »Sie haben doch selbst gesehen, wie empfindlich sie ist.«

»Laure braucht ja nicht mitzumachen. Wir können diese Arbeit von dem, was im Schulzimmer geschieht, getrennt halten. Agnes hat sich in der Scheune alles sehr geschickt eingerichtet.«

Wir benutzten die normale Teekanne und feine Porzellantassen. Ich war gerade bei meiner zweiten Scheibe Haferbrot, dick beschmiert mit Großmutters Himbeermarmelade. »Kauen, Agnes«, befahl Großmutter. »Du schlingst das Brot hinunter, als wärst du eine Boa Constrictor und kein menschliches Wesen.«

Sie wandte sich wieder an die Gouvernante. »Wie Sie sicher schon bemerkt haben, Miss Skerry, ist meine Enkelin in vielem noch ein Kind. Ich habe Sie eingestellt, damit Sie helfen, das zu ändern. Aber wenn Sie Agnes auch noch ermuntern, ganze Tage allein in der Scheune zu verbringen oder, schlimmer noch, draußen umherzustreifen und Dinge zu sammeln, um sie unter dem Mikroskop zu untersuchen, ist das bestimmt nicht hilfreich. Genauso wenig, wie es gut ist, ihr das Abschlachten von Eichhörnchen durchgehen zu lassen.«

»Ich habe es nicht abgeschlachtet«, wandte ich ein.

Laure maunzte wie ein Kätzchen, machte eine ruckartige Kopfbewegung und verschüttete Tee auf ihren Bademantel. Großmutter tupfte die Flüssigkeit auf und nahm Laure die Tasse ab. »Die hier hat ein Übermaß an Empfindlichkeit mitbekommen. Die andere so gut wie gar keine«, murmelte sie seufzend und setzte sich wieder hin.

»Soweit ich heute beobachten konnte«, sagte die Gouvernante, »ist auch Agnes höchst empfindlich. Sie hat ein Auge für Schönheit und eine geschickte Hand.« Unter ihrem Stuhl holte sie meine Schmetterlinge hervor. »Schauen Sie doch nur mal, Mrs White. Ihre ältere Enkelin verfügt über unglaubliche Begabungen.«

Großmutter nahm das Glas und starrte darauf. »Das hat Agnes gemacht?«

Miss Skerry sagte nichts. Großmutter fragte mich: »Du hast das selbst mit Nadel und Faden hinbekommen?«

Ich nickte, vergaß zu kauen und schluckte einen ganzen Brocken Brot hinunter.

»Aber sie verabscheut Nadelarbeit«, sagte Großmutter. »Sie würde ihr Kleid nicht einmal flicken, wenn ich sie dafür bezahlen würde.«

»Das hier sind Schmetterlinge, keine Kleider«, sagte die Gouvernante.

Jetzt lächelte Großmutter zum ersten Mal. »Das stimmt allerdings.«

»Aber Nadelarbeit ist Nadelarbeit«, sagte die Gouvernante. »Und hier ist der Beweis, dass sie es kann.«

Großmutter sagte nichts. Sie hob das Glas an und bewegte es ein bisschen, sodass die Schmetterlinge auf und ab tanzten. »Sie sind eine überzeugende Advokatin«, sagte sie zu Miss

Skerry. »Und Sie haben recht. Die Schmetterlinge sind wunderhübsch und erstklassig befestigt.« Doch ihr Lächeln verschwand. »Trotzdem machen sie die Sache mit dem Eichhörnchen nicht ungeschehen. Schlimm genug, dass der Skandal um ihren Vater wie eine Wolke über uns hängt – wenn herauskommt, was sie in dieser Scheune anstellt, ist Agnes erledigt.«

»Erledigt?«, wiederholte Laure. Sie war gerade erst acht geworden und bekam oft nicht mit, worüber die Erwachsenen eigentlich sprachen.

»Das ist eine Redewendung«, erklärte die Gouvernante. »Mit deiner Schwester ist alles bestens, Laure. Glaub mir, es passiert ihr nichts Schlimmes.«

»Außer einem Dasein als alte Jungfer«, sagte Großmutter. Der Hals der Gouvernante wurde rot, und Großmutter senkte den Blick. »Verzeihen Sie, Georgina. Das war unangebracht. Aber Agnes ist schon unkonventionell genug, auch ohne zusätzliche Ermutigung. Welcher Mann will sie denn noch haben, wenn ich ihr diese Studien in der Scheune gestatte?«

Laure saß ganz still da, die Hausschuhe fest gegeneinander gepresst. »Vielleicht kommt der Mann, den sie mal heiratet, ja heute Abend, Grandma«, sagte sie mit ihrem süßen Stimmchen.

Miss Skerry war sichtlich verwirrt. Nicht einmal ich verstand, was Laure meinte, bis sie fragte, ob wir das Gedicht hören könnten. Sie wollte nett sein – vielleicht hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil ich ihretwegen Ärger bekommen hatte.

Großmutter lächelte und tätschelte ihr das Knie. »Dich großzuziehen ist kein Problem, was, Laure?« Sie wandte sich

an Miss Skerry. »Sie ist genau so, wie meine Tochter als kleines Mädchen war. Das gleiche sanfte Gemüt.«

»Heute ist Agnes' Namenstag«, erklärte Laure. »Der zwanzigste Januar. Da lesen wir immer John Keats vor dem Schlafengehen.«

»Natürlich«, sagte Miss Skerry, die mir auf dem Weg von der Scheune zum Haus erzählt hatte, dass sie die Naturwissenschaften sehr möge, ihr Lieblingsgebiet aber die Literatur sei. »›Sankt Agnes' Abend‹.«

»Das kennen Sie?«, fragte Laure.

Statt einer Antwort stand die Gouvernante auf und begann, das Gedicht zu deklamieren.

»Sie kennt es!«, rief Laure. Selbst Großmutter lächelte. Sie nahm den schweren Band *Englische Gedichte* aus dem Bücherregal und schlug eine Seite mit einer Illustration auf, die einen alten Mann in langen Gewändern zeigte, wie er sich die kalten Finger rieb und kleine Atemwölkchen ausstieß.

»Soll ich es vorlesen, Georgina, oder wären Sie so freundlich?«

Miss Skerry nahm das Buch, und wir stellten unsere Stühle im Halbkreis um sie herum. Ich hatte dieses Gedicht schon immer geliebt. Ich lauschte, wie Porphyro durch die Gänge des feindlichen Schlosses schlich und seine schlafende Liebste fand, die wunderschöne Madeline. Es war tiefster Januar, Sankt Agnes' Abend, und als Madeline erwachte, stand da Porphyro, über sie gebeugt wie der Prinz in *Dornröschen*.

Miss Skerry brauchte das Buch gar nicht. Sie sah immer wieder auf, lächelte uns an und sprach den Namen der Heldin aus, als wäre sie eine französische Prinzessin und kein gewöhnliches englisches Mädchen.

Großmutter schloss die Augen, als Miss Skerry die letzten

Zeilen rezitierte. »Großartig gelesen. Sie haben sich selbst übertroffen.« Dann blickte sie auf die Wanduhr in der Diele und erhob sich. Ich studierte gerade die Schlussillustration. Im Schein des Vollmonds sprengte ein Liebespaar auf einem dunklen Ross über ein verschneites Feld. Madeline umfasste Porphyros Taille, und ihre Haare wehten wie ein Umhang. Ich spürte regelrecht den Pferdeleib zwischen meinen eigenen Beinen und die Wirbelsäule des jungen Mannes an meiner Brust.

»Abwasch vor dem Zubettgehen, Agnes«, verkündete Großmutter und sah mich dabei fest an. »Hier wird sich nicht vor den häuslichen Pflichten gedrückt, ganz egal, wie man heißt.«

»Agnes ist die Schutzheilige der Jungfrauen«, sagte Laure kichernd.

Ich blickte auf meinen Schoß. Ausgerechnet *diese* Heilige war meine Namenspatronin.

»Schsch, Laure«, sagte Miss Skerry. »Ich wette, du weißt nicht mal, was ›Junk-frau‹ bedeutet.«

Sie äffte Laures Aussprache bei dem Wort nach, und wir mussten lachen, aber dann ging Großmutter hinaus, weil ihr diese Wendung des Gesprächs nicht gefiel. Ich blieb sitzen, den Blick auf Miss Skerry geheftet. Ich wusste selbst nicht genau, was eine Jungfrau war, und hoffte, sie würde mich aufklären. Ich wusste nur, es hatte irgendwie mit Männern zu tun und mit Sex. Eine Frau war Jungfrau, bevor sie heiratete, und danach war sie es nicht mehr. Wenn sie nie heiratete, blieb sie vielleicht für immer Jungfrau, wie es anscheinend bei der Gouvernante der Fall war.

Laure war bester Laune, weil sich endlich die belastende Stimmung des Nachmittags gelöst hatte. »Agnes hat zu viel

gegessen, da kann es nicht klappen«, zog sie mich auf. »Eigentlich hätten wir fasten müssen.«

»Unsinn«, sagte Miss Skerry. »Weil deine Schwester Agnes heißt, bedeutet das, dass sie an diesem Abend von den Regeln ausgenommen ist.«

»Laure hat recht«, sagte ich und bereute irgendwie, dass ich so viel zu Abend gegessen hatte. »Man muss mit leerem Magen zeitig zu Bett gehen und ganz still liegen und an die Decke schauen.«

»In den Himmel«, korrigierte mich Laure, obwohl in unserem gemeinsamen Schlafzimmer die Decke das Einzige war, was wir sehen konnten. »Und dann kommt Sankt Agnes mit dem Mann, den man einmal heiratet.«

»Ach, ja?«, sagte Miss Skerry. »Das hört sich ja an, als würdest du dich auskennen.«

»Ich mach's jedes Jahr«, sagte Laure.

»Tja, dann dürften deine Hochzeitsglocken ja bald läuten.« Miss Skerry lächelte über die kleine Jungfrau, die jetzt schon vom Heiraten träumte. »Und du, Agnes?«, fragte sie. »Praktizierst du dieses Ritual ebenfalls?«

Ich spürte, wie ich rot wurde. Es war Aberglaube, das wusste ich. Die Art Aberglaube, die mein Vater verächtlich abgetan hatte. Und doch gefiel es mir. Es war ein Ritual, das uns Großmutter beigebracht hatte, als wir noch klein waren. Ich schaute unsere Gouvernante an und nickte.

»Dann sollte ich es wohl auch mal probieren«, sagte Miss Skerry. »Wenn ein Intellekt wie deiner es akzeptiert, kann es mir auch nicht schaden. Hat es schon funktioniert?«, fragte sie, und ihre Augen glänzten wie bei einem kleinen Mädchen. »Sei ehrlich«, ermahnte sie mich, »hast du je eine Vision gehabt?«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Claire Holden Rothman

Das Geheimnis der Herzen
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35748-8

Diana

Erscheinungstermin: August 2013

Der Bestseller aus Kanada: mitreißend, intelligent und exzellent recherchiert

Montreal 1874: Agnes ist vier, als ihr Vater des Mordes angeklagt wird. Obwohl man ihn freispricht, ist sein Ruf als Arzt zerstört, und er verlässt die Familie. Nur eins bleibt Agnes von ihm: der Wunsch, selbst Medizin zu studieren. Mit Mut und Hartnäckigkeit erkämpft die hochbegabte junge Frau sich den Respekt der Männerwelt. Unterstützt von dem Mediziner Jakob wird sie zur Herzspezialistin, deren Ruf ihr bis nach Harvard vorauseilt. Und doch lässt Agnes die Erinnerung an den Vater nie los. Erst als ihre verzweifelte Suche ein jähes Ende findet, erkennt Agnes, nach wem ihr Herz sich in Wahrheit sehnt …

Der Titel im Katalog